

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: Tausendjährige Malereien
Autor: Stückelberg, E.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571553>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

in seine Brust fliegen, was ihm nicht gerade verlockend erschien. Deshalb nahm er seinen Gegner beiseite und erbot sich, ihm fünfhundert Gulden zu bezahlen und ihn also zufriedenzustellen, da er ein Christ sei und gegen Mitchristen nicht gerne den Wüsten und Hartherzigen spiele. Also sprach der Wirt. Der Bauer aber steckte das Geld zu sich und war mit dem Vergleich einverstanden.

Als sie im Dorf zu des Amtmanns Haus gelangten, da guckte die älteste Tochter zwischen den Rosen am Fenster heraus, und der Vater mußte sie übel oder wohl herbeirufen und ihrem Liebsten anverloben. Und damit er sich seines armen Schwiegersohnes nicht schämen müsse, sagte er, wolle er ihnen zu einem schönen Heimwesen verhelfen und sorgen, daß gleich von Anfang an auch einiges Geld im Kasten liege.

Oben im Dorf aber, wo die Wege des jungen Bauern und seines reichen Nachbarn auseinandergingen, da sagte dieser: „Es schmerzt mich doch, dir meinen lieben Ochsen, den ich selbst aufgezogen habe, zu überlassen. Sei zufrieden, wenn ich dir zwanzig Gulden und mein schönstes Stier-

kalb gebe; dann wollen wir im Frieden Dorfgenossen bleiben.“ Das ließ sich der junge Mann auch gefallen.

Schon in der folgenden Woche ging er daran, für sich und seine glückliche Braut ein neues Haus zu bauen; als Grund und Eckstein ließ er den Rieselstein einmauern. Eben waren die Maurer mit ihrer Arbeit beschäftigt, als ein Bote vom Richter kam und fragte, ob er denn vergessen habe, wie er einst den Geldbeutel hochgestreckt und Geld angeboten. Da mußte der Bauer lachen.

„Ich, dem Richter Geld angeboten? Diesen Stein da,“ und er wies auf die Mauer, „diesen Stein da hätte ich dem Richter, falls er mich verurteilt hätte, an die Gläse geschmettert; den trug ich in der Faust. Aber Geld habe ich keines hochgestreckt. Wo hätte ich's hernehmen wollen!“

Mit diesem Bescheid ging der Bote zum Richter zurück. Der fiel fast vor Schrecken vom Stuhl, dankte Gott und sprach:

„Es ist noch gut abgelaufen. Gottlob ist's so gegangen! Es hätte schlimmer werden können!“

Tausendjährige Malereien.

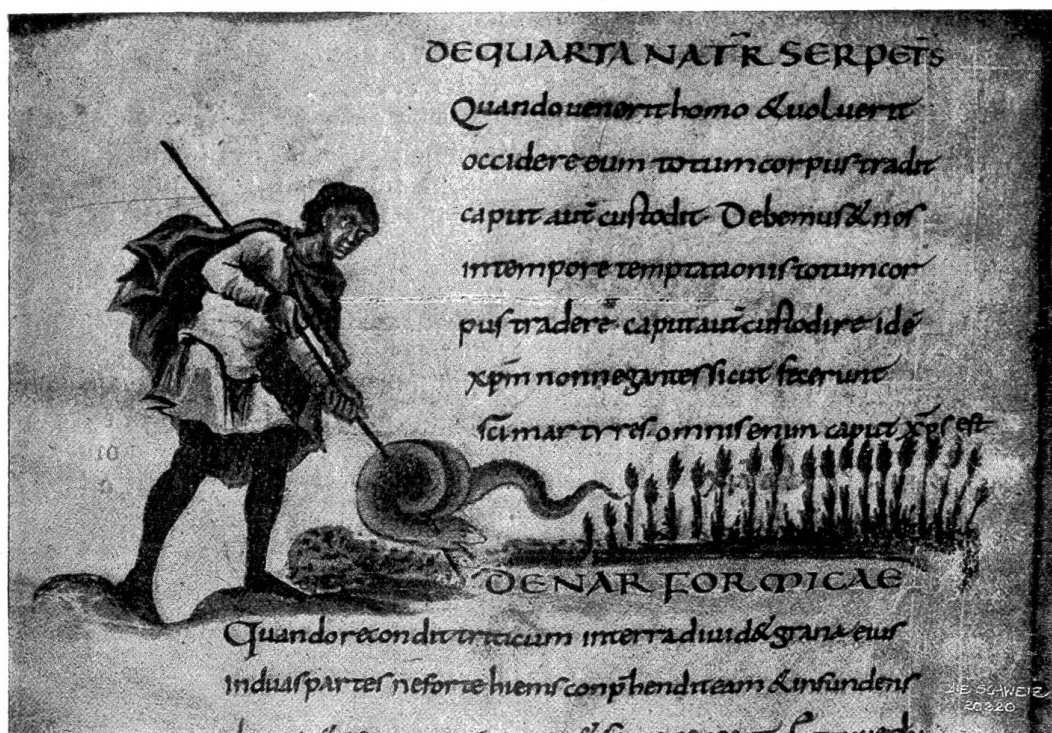
Mit Abbildung nach un veröffentlichter Photographie.

Die Vorarbeiten für „Ciceroni“, knappe Führer für Einheimische und Fremde, die gern einen Schweizertanton in seiner Geschichte und seinen Schätzen kennen lernen möchten, haben eine Fülle von erstklassigen Funden ergeben, die durchaus Aufmerksamkeit verdienen und die Forscher im weitesten Umkreis interessieren dürften. Unsere Archive, Bibliotheken, Museen, Sakristeien enthalten noch soviel des Wertvollen, daß Hinweise darauf stets zu begrüßen sind; ist doch zum besten Schloß ein passender Schlüssel notwendig, wenn es von Nutzen sein will. Die Phrase, die Schweiz sei „ein kunstarmes Hinterland“, muß durchaus zurückgewiesen werden und beruht auf mangelhaften und oberflächlichen Kenntnissen.

Die karolingische Malerei zeigt einerseits die spätantiken Traditionen, andererseits den irischen Import; dazu kommt die höfisch-zeremonielle Kunst, die in den

Brunkhandschriften sich äußert. Diese lektäre Stilgattung bahnt der hieratisch-strengen, oft geradezu starren romanischen Kunst den Weg.

Das Fortleben der Spätantike, in Utrechter Skizzen, einem Rheinauer Elfenbeindeckel und st. gallischen Historienbildern schon beobachtet, ist ganz besonders vollkommen und charakteristisch in einem Berner Codex des Physiologus, der etwa ums Jahr 850 entstanden sein mag und der Bücherammlung von Bongars entstammt, nachweisbar. Das beste Bild in dieser Handschrift haben wir photographieren lassen; es zeigt eine männliche Gestalt in durchaus natürlicher Haltung beim Töten einer Schlange. Man beachte, wie die Proportionen normal, die Glieder und der Kopf anatomisch richtig, die Kleidung frei von jeder Stillisierung, in natürlichem Wurf der Falten, wiedergegeben sind. Auch die Farbengebung ent-



Malerei in einem Berner Codex des Physiologus (c. 850), Probe bester karolingischer Kunst.

fernt sich nicht von der Wirklichkeit; keine überflüssige Zier mit Gold oder leuchtenden Volltönen, wie sie in den Prunkhandschriften Regel sind, tritt hier auf. Slavische Kopie eines römischen Originals

liegt ebenfalls nicht vor, sondern das Erzeugnis des Pinsels eines denkenden und kunstfertigen Illustrators des neunten Jahrhunderts. Unsere Abbildung zeigt eine Probe bester karolingischer Kunst.

E. U. Stückelberg, Basel.

Aus meinen Alltagsblättern.

Von Käthe Wohlfart, Bern.

Herbfrischen Februar morgen atmet die Stadt. Aus weißem Himmel glänzt eine kühle Sonne, Schmelz und Inbrunst kommenden Frühlingslichtes scheu verbergend. Auf den Straßen des Vororts, durch die mich der Weg zur Arbeit führt, ruht noch das zufriedene Lächeln stiller Beschaulichkeit, das Lärm und Hast späterer Stunden mit gebieterisch-achtloser Gebärde ersticken, das aber jeden Morgen in andachtvoller Einsamkeit neu ersteht. Süß erklingenden Saiten gleich singt sich jungen Tages Ahnen in meine Seele, und es wird ihm Echo von vieltausend Stimmen frühlingskeuscher Hoffnung, herzjubilender Freude.

Siegesfroh genieße ich das Glück meines neu erstandenen Menschheitsglaubens an Schönheit und Güte. Ich achte des Weges nicht, der in den Alltag mün-

det, und spotte des Staubs, der sich höhrend auf meine Schuhe setzt: Mensch, du entkommst mir nicht, trotz Sonnensehnsucht und Sternenglauben. Mich trägst du überall mit dir, wohin du deinen Fuß auch setzt. Dein Gefährte bin ich und werde einst dein Sieger sein ...

Meine Seele jubelt Stolz: heute bin ich allem Erdenstaub entronnen, weil eines jungen Tages duftdurchhauchte Herbheit meinen Menschen neu geadelt hat.

Da durchzuckt mich leiser Schreck — ein Büblein hat sich den Staub der Straße zum Spielgefährten erkoren, zu wonnigem Zeitvertreib. Lang hingestreckt liegt der kleine Körper auf den kalten Steinen, und zwei Händchen raffen die tausend Staubkörner, die auf dem Boden sich lagern, zusammen, als gälte es, einen kostbaren Schatz zu erhaschen. Fieberhaft